

Waldenburger



Wochenblatt.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Tage nach Sonn- und Feiertagen. Der vierteljährliche Bezugspreis frei ins Haus beträgt 1 Mt. 70 Pf., bei Zustellung durch den Briefträger tritt hierzu noch das Bestellgeld.

Fernsprecher Nr. 3.

Inseratenannahme bis spätestens mittags 12 Uhr. — Preis der ein-spaltigen Petitzeile für Inserenten aus Stadt u. Kreis Waldenburg 20 Pf., von auswärts 25, Vermietungen, Stellengesuche 15, Reklameteile 50 Pf.

Täglich erscheinende Zeitung für den Waldenburger Industriekreis und seine Nachbarbezirke.

Publikationsorgan der städtischen Behörden von Waldenburg, sowie der Amts- und Gemeindevorstände von Ober Waldenburg, Dittersbach, Nieder Hermsdorf, Seitendorf, Reußendorf, Dittmannsdorf, Lehmwasser, Bärensgrund, Neu- und Altbain und Langwalleradorf.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Oskar Dietrich in Waldenburg. — Druck und Verlag von Ferdinand Domel's Erben in Waldenburg.

An der Maas gewannen wir neuen Raum und machten 39 Offiziere 2106 Mann zu Gefangenen. — Südlich der Somme erfolgreiche Kämpfe.

Von der Westfront.

Ein zweites Verdun.

Alle Berichte aus Paris und London über den Ausfall der „großen Offensive“ im Westen lassen erkennen, daß man dort des Erfolges nicht so recht froh werden kann und genau weiß, daß sich das Blättchen sehr leicht wieder zu ungunsten der Entente wenden kann, ja muß. Keiner unserer Feinde glaubt, daß der Deutsche sich mit der Defensiv begnügen wird, sie erwarten den Gegenstoß und das läßt ihre weitere Initiative.

So meint der militärische Mitarbeiter der „Baseler Nationalzeitung“, daß es sich sehr leicht ereignen könne, daß sich die Franzosen und Engländer gerade an den Stellen ihrer letzten Erfolge „ein zweites Verdun“ schaffen, nämlich dann, wenn die Deutschen zur Offensive übergehen. Und daß sie das tun werden, daran zweifelt der Schweizer natürlich nicht. Auch ist der Schweizer nicht der Ansicht, daß durch die Offensive im Nord-Westen den Franzosen um Verdun irgendwelche Entlastung gebracht sei, „da die Franzosen und nicht die Engländer die Offensive in der Picardie führen, und die Franzosen so das Schwergewicht der ganzen Offensive zu tragen hatten“. Der Schweizer Militär ist der Ansicht, die Deutschen werden die vordersten Stellungen ihrer Feinde bald unter schärfster Artilleriefire nehmen, und da der Einbruchbogen nur klein sei, werde der Erfolg nicht ausbleiben. Außerdem sei die Stellung der Deutschen günstig. „Die Vorgehensstellung der Franzosen ist von leicht überhöhten Flügeln eingerahmt, die schon für mittlere Artillerie zahlreiche gedeckte Stellungen mit Schutzwirkung bis in den hinteren Vogenraum bieten. So scheint sich denn im gegenwärtigen Moment eine besonders günstige Gelegenheit für den Verteidiger zu bieten, um den Angreifer zu umfassen.“

Die Franzosen werden bald einsehen, wie recht sie hatten mit ihrer „zurückhaltenden Einschätzung“ ihrer Offensiverfolge. Auch bei ihnen spukt die Furcht eines „zweiten Verdun“. Das unerschütterliche Vertrauen ist auf unserer Seite — und damit der Endsieg.

Die Deutschen zu besiegen — eine große und schwere Aufgabe.

Berlin, 12. Juli. (Nicht amtlich.) Dem „Totalanzeiger“ wird aus London gemeldet: Lord Derby äußerte sich zu einem Korrespondenten des „Brooklyn Eagle“, man könne den jetzigen Vorstoß der englischen und französischen Armeen unmöglich als eine entscheidende Offensive bezeichnen. Die Aufgabe, die Deutschen zu besiegen, sei so groß und schwierig, daß das Ziel nicht durch militärische Kraftanstrengungen zu erreichen sei. Ein Zusammenbruch der Deutschen ist nach Lord Derbys Meinung vollständig ausgeschlossen.

Englands Hoffnung, Amerikas Entzücken.

Die Londoner „Daily Mail“ vom 2. Juli berichtet aus Newyork unter dem 1. Juli: Der Anfang der britischen Offensive erregte in ganz Amerika großes Aufsehen und rückte den mexikanischen Konflikt völlig in den Hintergrund. Die Abendblätter ließen Sonderausgaben erscheinen und veröffentlichten, daß die britische Treibjagd begonnen hätte. Die Veröffentlichung war in großen Buchstaben gedruckt, mit denen gewöhnlich wichtige Nachrichten bekanntgegeben werden. Große Erwartungen wurden durch die günstigen Nachrichten über den ersten Zusammenstoß zwischen Engländern und Deutschen erweckt. Es ist kaum zu denken, daß man den Erfolg Englands bei uns zu Hause so sehr wünscht, wie in Amerika. Ueberall wird der Hoffnung Ausdruck ge-

geben, daß die deutschen Schlachtlinien in entscheidender Weise vernichtet werden mögen.

Wenn dem imbrünstigen Hoffen die Enttäuschung über die Erfolglosigkeit der Engländer entspricht, muß nun über dem großen Reich eigentlich das graue Glend herrschen.

Von den übrigen Fronten.

Der österreichisch-ungarische östliche Bericht.

W.B. Wien, 11. Juli.

Russischer Kriegsschauplatz.

In der Bukowina keine besonderen Ereignisse. Bei Zabie am Czernozuch wiesen unsere Truppen russische Vorstöße zurück. Weiter nördlich bis an den oberen Stochod dauert, von erfolgreichen Unternehmungen unserer Jagdkommandos bei Burkanow abgesehen, die Kampfpause an.

Bei Sokul brachen überlegene russische Angriffe vor unseren Hindernissen zusammen. Vergeblich bemühte sich der Feind, die zurückstuhenden Massen durch das Feuer seiner Geschütze und Maschinengewehre zum Stehen zu bringen.

Bei Hulewicz am Stochod wurde der Gegner durch deutsche und österreichisch-ungarische Kräfte nach erbitterten, wechselvollen Kämpfen geworfen.

Auch verschiedene andere Vorstöße, die der Feind im Stochodgebiet unternahm, scheiterten völlig.

Italienischer Kriegsschauplatz.

Gestern fanden keine Infanteriekämpfe von Bedeutung statt.

Zahlreiche feindliche Ueberläufer bestätigen die besonders schweren Verluste der Italiener bei den Angriffen im Raume östlich der Cima Dieci.

Unsere Seesflugzeuge belegten militärische Anlagen und den Bahnhof von Latijuna ausgiebig mit Bomben, die mehrere große Brände verursachten. — Feindliche Flieger warfen in Judicarien auf Tione Bomben ab.

Südöstlicher Kriegsschauplatz.

Außer zeitweisigem Geplänkel an der unteren Bojusa nichts von Belang.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes, von Hofer, Feldmarschallleutnant.

Süden.

Heftige italienische Angriffe abgewiesen.

Aus dem 1. und 1. Kriegspressequartier, 10. Juli, wird der „Voss. Bzg.“ geschrieben: Wie wenig die maßlosen italienischen Berichte über den „gewaltigen Siegeslauf“ nach der Frontverkürzung zwischen Gsch und Brenta der Wirklichkeit entsprechen, zeigen mit aller Deutlichkeit die augenblicklichen Kämpfe. Seit dem ersten Tage, da nach der Rücknahme der 1. und 1. Front auf der Höhebene von Asiago-Arziere die Italiener zum Angriffe vorgingen, stoßen sie wieder vergeblich gegen die gleiche Höhenlinie vor. Fast drei Wochen schon sind diese Anstürme gegen die Front südöstlich der Cima Dieci, den Monte Zepho und den Monte Interrotto im Gange, ohne daß der Gegner vermocht hätte, diese mit sehr starken Kräften angekampfte Höhenlinie niederzuringen. Dabei ist zu bemerken, daß diese

Berge teilweise zum inneren Sperrgürtel von Asiago gehören. Nicht einmal diesen hat der Gegner trotz seiner enormen Kraftentfaltung bisher wiederzuerobert vermocht. Hier schon hat sein Vormarsch vorläufig aufgehört. Die 1. u. 1. Truppen dagegen nahmen seinerzeit diese gleichen Höhen, obgleich sie sich starren, in langer Arbeit angelegten Befestigungen gegenübersehen, in einem Anlauf. Bei der Verteidigung der gestern angegriffenen Stellungen zeichneten sich besonders die Slovenen und Kroaten der Infanterie-Regimenter 17 (Vaiach) und 40 (Peterwardein) aus. Der vorübergehend verloren gegangene Monte Corno nordwestlich des Pasubio wurde in einem prachtvollen Gegenstoß einer Landesjäger-Abteilung zurückgewonnen.

Balkan.

Der zögernde Sarrail.

Aus Paris wird gemeldet: Sonntag morgen stieg General Sarrail im Flugzeug von Saloniki auf und besichtigte die ganze französische Front. Das bisherige Zögern Sarrails, die Offensive aufzunehmen, soll auf den serbischen Kronprinzen zurückzuführen sein, der abtrat, anzugreifen, solange Sarrail nicht über eine vernichtende Ueberlegenheit verfüge.

Italien will Valona einverteilen.

Rotterdam, 11. Juli. Die Mailänder „Combarbia“ berichtet, daß die Einverleibung Valonas von der italienischen Regierung vorbereitet werde.

Das türkische Kampfgebiet.

Conver Pascha über die türkische Gegenoffensive.

Konstantinopel, 10. Juli. Der Kriegsminister Enver Pascha sprach sich, wie die „Schweiz. Tel.-Ztg.“ meldet, in einer Unterredung über den gegenwärtigen Stand der militärischen Lage an der russisch-türkischen Front aus. Die türkische Gegenoffensive sei in stetigem Fortschreiten begriffen, stehe aber trotzdem erst im Stadium der Entwicklung. Schon seien aber die russischen Erfolge wieder wehgemacht worden. Der Krieg werde fortgesetzt, bis der türkische Boden vom letzten Feinde befreit sei. Niemand in der Türkei denke vor diesem Augenblick an Friedensschluß. Die Leistungen der türkischen Truppen verdienen die allergrößte Anerkennung. Bei der Beurteilung müsse man sich, wenn man europäische Verhältnisse zum Vergleich heranziehe, die kolossale Ausdehnung des Terrains, die ungünstige Temperatur und Bodengestaltung vor Augen halten.

Zust- und Seekrieg.

Deutsche Marineflugzeuge über der englischen Küste.

W.B. Berlin, 11. Juli. (Amtlich.) Zwei deutsche Marineflugzeuge haben in der Nacht vom 9. zum 10. Juli die Hafenanlagen und Küstenwerke von Harwich und Dover mit Bomben belegt.

Aufgebrachte Dampfer.

W.B. Kopenhagen, 11. Juli. Der Dampfer „Johann Siem“ von der dänisch-russischen Schiffsahrtsgesellschaft ist auf der Reise von Stockholm nach England mit Holz und Papiermasse im südlichen Teile des Sund von

Drama „Die Valentine“, erschienen und hatte den Kreis seiner Freunde vermehrt und sein Selbstvertrauen gestärkt. Er konnte den Sprung ins Unge- wisse um so eher wagen, da ihm seine Heirat mit der geschiedenen Gräfin Dyon, geborenen Emilie Scholz, die Mittel zu einem sorgenfreien und beglückten Leben gewährte. Zwanzig Jahre hindurch ist diese engel- schöne Frau des Dichters treue Lebensgefährtin ge- wesen, bis schweres Siechtum sie niederwarf. Mit ihr siedelte er nach Dresden über, wo sein Hans bald der Mittelpunkt der schlesischen Landsleute war.

1847 hatte Freytag das Schauspiel „Waldemar“ vollendet, dessen gelungene Aufführung er an einem milden Juniabend 1848 fast allein im Parkett des Berliner königlichen Schauspielhauses anführte. Die Rufen fanden in jenen bewegten Tagen kein Gehör, die leidige Politik beherrschte alle Manner und Verhältnisse. Auch Freytag wurde gar bald in ihren Bannkreis gezogen. Mit seinem Freunde Julian Schmidt vereinigte er sich zum Antaube und zur Herausgabe der noch wenig beachteten Wochenchrift: „Die Grenzboten.“ So war aus dem Professor ein Dichter und aus diesem ein „Journalist“ geworden, wie man damals die Zeitungsschreiber vornehm nannte. Bald erlangten die „Grenzboten“ durch Freytags glän- zende Feder eine hohe politische Bedeutung. Oft be- fasste er sich darin mit seiner schlesischen Heimat, z. B. mit der Not der Weber, der Physiognomie von Breslau und der Stellung der Juden in Breslau. Freytag'scher Journalist bietet der 7. Band seiner Gesammelten Werke (Verlagsanstalt für Literatur und Kunst, Hermann Klemm-Berlin-Grunewald). Ein kühnes Programm schwebte dem schneidigen Ranne der Feder vor Augen: Preussens Führung, Ausschneiden Oesterreichs aus dem Reichsverbande, Kampf gegen die Uebertreibungen der Demokratie und die Abhängigkeit der deutschen Literatur von Frankreich.

Daß der anstrengende neue Beruf dem Fabulieren des Dichters nicht im Wege stand, bewiesen die folgen- den Jahre. 1853 erschienen „Die Journalisten“, neben Lessings „Minna von Barnhelm“ und Kleists „Verbrochenem Krug“ das beste deutsche Lustspiel, die reifste Frucht seiner neuen Tätigkeit. Und schon zwei Jahre darauf landete er seinem sterbenden Mütter- lein den zweibändigen Roman „Soll und Haben“ in das schlesische Kleinstädtchen, jenes Werk, das das deutsche Volk dort aufsucht, wo es am lästigsten ist, bei seiner Arbeit; das beinahe 100 Auflagen erlebte und noch heute jeden, der es offenen Herzens liest, erquickt wie ein Trunk frischen Wassers. Warum wir Schlesier auf dieses Buch besonders stolz sein sollen, wurde bereits angedeutet. In den berühmten „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“, deren erster Band 1859 herauskam, gedachte Freytag seiner Heimat durch die glänzend geschriebenen Aufsätze über die Anfänge deutschen Wesens in Schlesien, über seinen Anteil an den Befreiungskriegen u. s. f. Dort gab er dem halb vergessenen biederen Chronisten Martin von Volkshain das Wort zur Schilderung der Hussiten- greuel in Wünschelburg, Volkshain und Bederau, dort ließ er die romanhaftesten Figuren des Herzogs Hans von Sagan und seines treuen Gefolgsmannes Hans von Schweinichen aufleben, zweier Punpentes ohne- gleichen aus den Jahren der jungen Reformation. 1864 aber gestellte sich zum Kaufmannsromane sein Gegenstück auf der Gelehrtenseite: „Die verlorene Hand schrift.“ Auch dieser Roman fand eine freund- liche Aufnahme, wenn auch bei weitem nicht jene Ver- breitung wie „Soll und Haben“, dessen Vorgänge dem großen Lesepublikum verständlicher waren.

Das große Jahr 1870 berief den Metier-Journalisten zu seiner eigenen großen Ueberraschung ins Haupt- quartier des Kronprinzen. Freytags Bericht über

Sedan (Ges. Werke) lieft sich „wie ein Helbengefang; sein Prosastil hat Klang und Rhythmus gehobener Vers- sprache.“ In den Klauertunden mit dem schön- geistigen Kronprinzen erwachte im Dichter der Plan zu einem groß angelegten kulturhistorischen Romane, der die Geschichte einer Familie von den fernsten Zeiten bis in die Gegenwart schildern sollte, der Plan zu den „Ahnen“, deren letzter Teil „in einer kleinen Stadt“ spielt, unter der wir uns sehr wohl des Dichters Heimatsstadt denken können.

Der 70. Geburtstag brachte Gustav Freytag viele Ehrungen, auch aus Schlesien. Damals mußte ihn Professor Stauffer-Bern im Allerhöchsten Auftrage für die Nationalgalerie malen. Bei den vielen Sitzungen gewann der Künstler ein bemerkenswertes Urteil über den Abfoterseiten: „Freytag ist ein Pracht- mensch in des Wortes vorwegener Bedeutung, ein rüstiger, hoher Greis von 70 Jahren, mit der Geistesklarheit eines Kindes. Dies ist wieder Einer, an dem der liebe Gott seine Freude haben kann, daß er so geworden ist.“

80 Jahre sollte Gustav Freytag nicht werden. Naturhaliische Affektionen und ein Herzfehler setzten seinem Leben schon am 30. April 1895 ein Ziel. Zu seiner Trauerfeier erschien auch die Witwe seines Freundes Molinari. Ernst von Wildenbruch überlang: „Stumm ist der Mund, es seiert die Hand, und es schlummert der Meister. Zu der lebendigen Welt spricht sein lebendiges Wort.“

So ist! Des Meisters Werke, die in 16 Bänden (72 Bll.) gesammelt sind, werden ihn noch vielen Ge- schlechtern lebendig erhalten. Sie sind sein bleibendstes und schönstes Denkmal. * *

Tageskalender.

13. Juli.

1816: Gustav Freytag, Dichter und Schriftsteller, * Kreuzburg in Schlei. († 30. April 1895, Wiesbaden).
1870: Abweihung Benedettis durch König Wilhelm I. in Ems. 1874: Attentat Kallmanns auf Bismarck.
1889: Robert Hammerling, Dichter, † Graz (* 24. März 1830, Kirchberg).

Der Krieg.

13. Juli 1915.

Einen großen Sieg erfochten an diesem Tage die deutschen Truppen in den Argonnen. In allgemeinem Sturmangriff wurde bei Vienne le Chateau die fran- zösische Panie in 1000 Meter Breite genommen und bei Beurnivilles die feindliche Höhenstellung in drei Kilo- meter Breite und ein Kilometer Tiefe gestürmt. Rund 3000 Gefangene, darunter 51 Offiziere, wurden gemacht, viele Geschütze und zahlreiche Geräte erbeutet. — Die Serben erlitten bei Drava eine schwere Niederlage durch die Albaner, erstere verloren 3000 Mann. — In den Dardanellen und in Mesopotamien erlitten die verbün- deten Engländer und Franzosen schwere Niederlagen.

Literarisches.

Man frage nur einmal die Bewunderten in den Pagarotten, was ihnen am besten über trübe und schmerz- reiche Stunden hinweggeholfen hat, und man wird ein- stimmig die Antwort erhalten: ein gutes Buch, oder bei- spielsweise eine lustige Nummer der Regendörfer Blätter. Man kann jederzeit, auch für einen Monat, in das Abonnement eintreten, Buchhandlungen und Postämter vermitteln dasselbe; der Bezugspreis beträgt vierteljährlich M. 3.— ohne Porto.

Der Schmetterling.

Novelle von Reinhold Drimann.

(Nachdruck verboten.)

21. Fortsetzung und Schluß.

„Ich habe den Dieb gefunden“, flüsterte er, „nur eine kurze Zeit noch müssen Sie sich gedulden, dann werden Sie rein und gerechtfertigt dastehen vor aller Welt.“

„Ach, denken Sie doch nicht an diese Dinge“, bat sie, „das ist ja jetzt so gleichgültig. Was liegt denn an mir und daran, wie die Welt über mich denkt?“

„Was daran liegt?“ Er sah ihr in die Augen und es war ihm, als ob er in den strahlenden blauen Frühlingshimmel blicke. „Alles liegt mir daran, Margarete, alles! Ihnen Ihre Ehre und Ihren makellosen guten Namen wiederzugeben, ist der letzte Wunsch, den ich noch auf Erden habe.“

„So dürfen Sie nicht sprechen, Herr Imberg, wenn Sie mich nicht aufs tiefste betrüben wollen. Sie sollen noch viele, viele Wünsche hegen und sollen sie alle in Erfüllung gehen sehen, ehe die Zeit für den letzten gekommen ist.“

Er schwieg eine Weile, als ob er über etwas nachdachte. Aber er sah sie dabei unverwandt an, und er gab auch ihre Hand nicht frei, sodas sie gezwungen war, regungslos in ihrer Stellung zu verharren.

„Ja, ich habe noch einen anderen Wunsch“, sagte er endlich, „aber es ist einer, der sich gewiß nicht erfüllen wird.“

„Und warum nicht? Können Sie ihn mir nicht nennen?“

„Ja. Ich wünschte, daß Sie bei mir blieben, bis es zu Ende ist, daß ich Sie immer sehen könnte. Aber es ist unmöglich, ich weiß es.“

„Es ist nicht unmöglich. So lange ich mich hier nützlich machen kann, bleibe ich gewiß.“

Aber es war ihm an diesem Versprechen nicht genug. „Sie sagen es, um mich zu erfreuen. Und es ist doch nicht Ihr Ernst.“

„Wie soll ich es anfangen, Ihnen das Gegen- teil zu beweisen? Was müßte ich tun, damit Sie mir glauben?“

„Sie müßten mir schwören, daß Sie nicht von mir gehen werden, solange ich lebe, daß Sie in meiner letzten Stunde bei mir sein werden, so wie Sie jetzt bei mir sind!“

Eine ängstliche Spannung war in seinen Zügen und in dem Blick, mit dem er die Ant- wort von ihrem Gesicht zu lesen suchte.

Sie aber sagte: „Ich schwöre Ihnen, daß ich nicht fortgehen werde, bis Sie selbst mich gehen heißen.“

„D, dann gehen Sie nie — nie!“ frohlockte er. „D, wie dankbar ich Ihnen bin! Wie glück- lich Sie mich damit machen, Margarete!“

In diesem Augenblick öffnete sich leise die Tür, und des Pfandleihers gebeugte Gestalt glitt lautlos über die Schwelle. Aber als er die Ver- änderung wahrte, die mit seinem noch vor kurzem völlig teilnahmslosen Sohne vorgegangen war, als er das Lächeln auf seinen Lippen sah und den belebten Ausdruck der bisher so schlaffen Züge, vergaß er in seiner glückseligen Ueber- raschung alle Vorsicht.

„Rudolf, mein Junge, mein lieber, böser Junge!“ rief er schluchzend. „Erkennst Du mich denn jetzt? Und wirfst Du endlich ein Wort zu mir sprechen?“

„Ja, Vater, ich erkenne Dich, und ich freue mich von ganzem Herzen, Dich zu sehen. Nun kann ich Dich doch um Verzeihung bitten für all den Schmerz, den ich Dir in meinem törichtem Hochmut zugefügt habe.“

„Du — um Verzeihung bitten — mich? Nein, das hieße denn doch die Dinge auf den Kopf stellen. Du hattest ja recht, vollkommen recht. Ich habe, wenn auch ohne es zu wissen und zu wollen, tatsächlich einen falschen Eid ge- leistet, und Du bist noch viel zu glimpflich mit mir umgegangen in Deiner kindlichen Liebe.“

„Du weißt es?“ fragte Rudolf verwundert. „Und woher?“

August Imberg deutete mit einer Kopfbe- wegung auf Margarete. „Woher ich es weiß? Ja, sehe ich es denn nicht vom Morgen bis zum Abend vor mir, das engelhafte Geschöpf, das durch mich ins Unglück gebracht worden ist? Und sollte ich sie noch länger für eine Diebin halten — sie? Aber sei ganz unbesorgt, mein Junge! Ich bin längst mit mir darüber im reinen, was ich zu tun habe. Wenn es Dir erst wieder besser geht, und wenn wir zusammen nach Deutschland zurückgekehrt sind, gehe ich unverzüglich hin, mich dem Staatsanwalt zu stellen. Und es müßte doch sonderbar zugehen in der Welt, wenn nicht alles noch ins rechte Geleise zu bringen wäre. Auf das bißchen Gefängnis, das dabei auf mich fallen kann, kommt es mir wahrhaftig nicht an.“

„Und Sie, Margarete — haben Sie meinem Vater vergeben?“

„Ich hatte ihm nichts zu vergeben, denn er glaubte ja nach bestem Gewissen zu handeln. Ich

werde es selbstverständlich auch niemals dulden, daß er sich einer falschen Aussage bezichtigt."

"Nun, was sagte ich Dir, Rudolf: ein engelhaftes Geschöpf! O, Du solltest sie nur erst kennen, wie ich sie kenne! Du solltest Dir nur erst erzählen lassen, wie sie Dich seit der Stunde ihrer Ankunft gepflegt hat, Tag und Nacht, als wäre sie gar kein irdisches Wesen, das essen und trinken und schlafen muß wie andere Menschen."

"Herr Imberg, ich bitte Sie", fiel Margarete mahnend ein.

Rudolf aber winkte ihr mit den Augen, sich noch einmal über ihn zu neigen, und so leise, daß nur sie es vernehmen konnte, hauchte er ihr ins Ohr: "Da ich doch sterben muß, darf ich Dir's ja sagen — ich liebe Dich, Margarete!"

Da beugte sie sich noch ein wenig tiefer herab und drückte ihren reinen Mund innig auf seine farblosen Lippen.

Aber Rudolf Imberg starb nicht. Drei Wochen später konnte er in einem Krankenvagen nach München gebracht werden, um in der Klinik des berühmten Professors, dem er allein die Erhaltung seines Lebens zu danken hatte, seine volle Wiederherstellung abzuwarten. Denn daran, daß er vollständig wiederhergestellt werden würde, gab es jetzt keinen Zweifel mehr. Auch der Professor hatte sich geirrt, als er die Befürchtung ausgesprochen, daß sein Patient ein Krüppel bleiben würde, und er freute sich seines Irrtums von ganzem Herzen.

Der alte Imberg war nach zweitägigem Aufenthalt in München weitergereist, weil die Uebergabe seines Geschäftes in andere Hände seine persönliche Anwesenheit dringend notwendig machte. Margarete Willisen aber, die der sonst etwas barsche Professor fest in sein Herz geschlossen, hatte die ungewöhnliche Erlaubnis erhalten, ihren Verlobten auch in der Klinik weiter zu pflegen. Nur unter dieser Bedingung hatte Rudolf eingewilligt, sich dorthin bringen zu lassen.

"Du hast mir geschworen, mich nicht zu verlassen, bevor ich Dich gehen heiße", hatte er auf ihren Einspruch hin erklärt, "und da ich nicht gesonnen bin, das zu tun, wirst Du wohl oder übel bleiben müssen."

Sie aber war ja so gern geblieben. —

Auch Lilli von Ranten genas langsam, und ihre Angaben hätten auch den letzten Zweifel an der Schuld ihres Waters beseitigen müssen, obwohl man ihr aus schonender Rücksicht auf ihre kindlichen Gefühle die ganze Größe dieser Schuld geflissentlich verheimlichte.

Sie hatte ihm schon am Abend seiner Ankunft von ihrer Begegnung mit Rudolf Imberg droben in ihrem jogenannten Märchenschloß erzählt, und auf seine Veranlassung war es geschehen, daß sie am nächsten Tage dem jungen Rechtsanwalt das abendliche Stellbuchein an der nämlichen Stelle gegeben. Ohne ihr die volle

Wahrheit zu sagen, hatte Ranten ihr doch verständlich gemacht, daß seine Ehre und seine ganze Zukunft in Imbergs Händen lägen, und daß er verloren sei, wenn es ihr nicht gelänge, seinen unbarmherzigen Gegner zu gewinnen.

Ihre Unterredung mit ihm müsse aber an einem Orte stattfinden, wo sie von niemand belauscht werden könnten; Imberg würde auch wahrscheinlich dort hinauf viel eher kommen, als an irgend einen anderen Ort.

Sie hatte sich seinem Verlangen gefügt, ohne zu ahnen, daß er sich schon vor ihr dort einfinden würde. Und sie hatte tatsächlich nichts von seiner Anwesenheit gewußt. Ranten aber hatte offenbar ihr Gespräch so lange behorcht, bis er die unumstößliche Ueberzeugung gewonnen, daß er auch von Lillis Vermittlung nichts mehr zu hoffen habe.

Da war er denn seinem Feinde bis zu der verhängnisvollen Stelle vorausgeeilt, hatte seine schändlichen Vorbereitungen getroffen und sich auf die Lauer gelegt, um den gefährlichen Mitwisser seiner Schuld unter dem Anschein eines Unfalls für immer verstummen zu lassen. Daran, daß der starke und gewandte junge Mann ihn mit sich hinabreißen könnte in die graufige Tiefe, hatte er jedenfalls nicht gedacht, da er sich sonst wahrscheinlich durch die Art des Angriffs auch gegen diese Möglichkeit gesichert hätte.

Lilli jedoch blieb in dem Glauben, daß ihr Vater — vielleicht durch ihr langes Ausbleiben beunruhigt — zu der Aderwand hinaufgestiegen sei, um ihr entgegenzugehen, daß er den anderen gerade an jener gefährlichen Stelle getroffen habe, und daß ihr gemeinsamer Absturz im Verlaufe eines zwischen ihnen entstandenen Handgemenges erfolgt sei.

Auch über die Art, wie ihr Vater in den Besitz des Brillantschmetterlings gelangt war, erhielt sie niemals volle Aufklärung. Margarete Willisens Großmut hatte ihr, ohne daß sie selbst es je erfuhr, die grausame Notwendigkeit erpart, vor Gericht Zeugnis abzulegen über ihren Anteil an jener dunklen Angelegenheit. Mit unerschütterlicher Beharrlichkeit hatte das edle Mädchen sich geweigert, ihre Zustimmung zu dem von Volkmar bereits fertig ausgearbeiteten Antrage auf Einleitung eines Wiederaufnahmeverfahrens zu geben. Sie stand ja rein und makellos da vor denen, die sie liebte, und die Rechtfertigung in den Augen der Welt schien ihr zu teuer bezahlt mit dem Unglück, das sie damit über die arme Lilli und vielleicht auch über den Vater des geliebten Mannes hätte heraufbeschwören müssen.

Nach langem Zaudern hatte Rudolf sich endlich entschließen müssen, ihrem in diesem Punkt völlig unbeweglichen Willen nachzugeben. Und als sie ihn am Morgen ihres Hochzeitstages lächelnd fragte, ob er denn nun weniger glücklich sei, weil er eine wegen Diebstahles vorbestrafte Braut zum Altar führen sollte, war er plötzlich

vor ihr niedergekniet und hatte den Saum ihres weißen Seidenkleides an seine Lippen geführt.

Frau Therese Haller, die ihre Nichte zu sich genommen hatte, verließ mit ihr bald darauf für immer die Stadt. So blieb nur in einem kleinen Kreise glücklicher Menschen die Erinnerung lebendig an die schweren Prüfungen, die fremde Schuld einst über Frau Margarete Imberg heraufbeschworen, und an die unerbittliche Strenge, mit der eine höhere Gerechtigkeit gesühnt hatte, was die irdische gefehlt.

Ende.

Gustav Freytag als Schlesier.

Zu seinem 100. Geburtstage am 13. Juli 1916.

Witten in das blutige Ringen des Weltkrieges fällt Gustav Freytags hundertster Geburtstag, denn am 13. Juli 1816 erblickte der große deutsche Romandichter und Dramatiker als Sohn eines Arztes, der zugleich Bürgermeister seines Wohnortes war, zu Kreuzburg O.S. das Licht der Welt. Schlesier von Geburt, blieb Freytag auch später seiner Heimat treu, und selbst als er in Stehleben bei Gotha und zuletzt in Wiesbaden hauste, verbanden ihn tausend geistige Fäden mit teuren Männern und Frauen am mittleren Oberrande. (Vgl. Colmar Grimshagen, Schlesische Erinnerung an Gustav Freytag, Breslau 1910.) Und



Gustav Freytag.
zum 100. Geburtstage des Dichters
am 13. Juli 1916

so wie er die Schläfing liebte, so schätzte auch sie ihn hoch und ehrt ihn mit bewußtem Stolze als ihren großen Sohn, der schlesisches Wesen auch in der Fremde zu Ehren gebracht hat.

Auf dem Gymnasium zu Dels erwarb der aus altprotestantischer Familie stammende Knabe klassische Bildung, auf den Hochschulen zu Breslau und Berlin aber studierte er Germanistik, um sich 1839 mit einer gelehrten Studie über die als lateinische Dichterin berühmte Nonne Roswitha von Gandersheim die Fakultas als Privatdozent an der heimischen Hochschule zu erwerben. Schwer wurde es dem jungen, allem Bopfe und Staube abholden Dozenten, sich in die allzuengen Schranken und Gejeze zu fügen, über deren Beobachtung die älteren, halbverknöcherten Pedanten veinlich wachten, schwer auch das Einjährigjahr, da

sein zarter Körperbau für den Militärdienst gar nicht geeignet schien. Viel wohler und freier bewegte sich Freytag in den tonangebenden, vornehmen Kreisen der Hauptstadt, wo der „allezeit patent geklebete“ Dichter mit seinen lang herabwallenden blonden Locken ein gern gesehener Gast war; bei den akademischen Festen spielte er den Ordner, stellte lebende Bilder und dichtete Verse dazu; denn der Dichterkorber schien dem flotten Gelehrten nicht minder begehrenswert als akademischer Ruhmesglanz.

Damals spannen sich Herzensfäden zwischen Gustav Freytag und den Inhabern des alten Handelshauses Molinari auf der Albrechtstraße. Hier lernte der Gelehrte mit Staunen das vieltausendgestaltige Leben und Treiben eines soliden großen Kaufmannshauses kennen und seinen hell- und tiefsehenden Augen entging nicht die Poesie, die auch dieses, scheinbar so nüchterne Getriebe vergoldete. Sein Verhältnis zu Theodor Molinari schilderte Freytag in der 1845 erschienenen ersten Gedichtsammlung: „In Breslau“ mit folgenden stimmungsvollen Widmungsverien:

Mein Freund! Am Tische sitzen wir zusammen,
Nichts zwischen uns, als reiner, goldner Wein,
Die Nachtlust schaukelt um die Kerzenflammen
Und trägt des Wächters fernem Ruf herein,
Und lauschend zeigen auf dem Biederstul
Die Statuen das weiß der schlanken Glieder.
An deine Schulter lehnt sich dein Gemahl
Und lächelt freudig in den Streit hernieder;
Denn Worte sprühen auf wie kleine Flammen,
Und kräftige Meinung glänzt von Strich und Aenen;
So sitzen treu und ehrlich wir zusammen,
Du braun, ich blond, Du Welf, ich Sibelline.

— — — — — Du hast ein starkes Leben
Der Pflicht, den Deinen, untrer Zeit gegeben;
Ich — machte Verse, weiche jetzt die rauhen
Gesänge Dir; es ist mein bester Kauf.
Du gabst mir Lieb' und männliches Vertrauen,
In Reimen zahl' ich Dir; sie stiegen auf,
Wie aus dem Strome schwebt die leichte Wolke,
Dorthin, wo unser Herz ist, aus dem Volke.

Zehn Jahre später setzte der Dichter seinem Freunde ein noch herrlicheres Denkmal in seinem ersten Romane „Soll und Haben“, denn das Handelshaus Th. D. Schröter ist keine andere Firma als Theodor und Ottomar Molinari; in Anton Wohlfahrt hat der Dichter sich selbst gezeichnet; die prächtigen Figuren der Buchhalter und kaufmännischen Gehilfen wie die Enafssöhne von Aufsabern hat Freytag mit eigenen Augen gesehen, ebenso wohl auch den unübertrefflichen Schmeie Finkles, dessen Name einem alten galizischen Adreßbuche Theodor Molinaris entlehnt wurde. Die berühmte Gipsstatue aber, die in Anton Wohlfahrts Leben eine ebenso wichtige Rolle spielt wie der Later Sibbigeigel in Schöffels „Prompeter“; stammt sie nicht von den Paschischen der „Barmherzigen Brüder-Kirchens?“

Doch Freytag wollte und sollte ja in erster Linie Universitätslehrer sein. Als 1842 der bekannte Professor und Dichter Hoffmann v. Fallersleben seiner „Unpolitischen Lieber“ halber seines Amtes entsetzt wurde, bewarb sich Freytag als der älteste Dozent des Faches um den erledigten Lehrstuhl; doch nicht er, sondern zwei jüngere Männer, Jacobi und Guhrauer, trugen den Sieg davon, da sie bereits wissenschaftlich bedeutende Arbeiten aufweisen konnten. Freytag dagegen nur ein dramatisches Erstlingswerk: „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen.“ Trotz dieser großen Enttäuschung blieb Freytag in Breslau, zog sich von vielen Zerstreuungen zurück und lebte namentlich ernstlich kulturhistorischen Studien. Als er aber neben seinen germanistischen auch kulturhistorische Vorlesungen ankündigte und ihm die Fakultät die Erlaubnis hierzu verweigerte, legte er 1848 sein akademisches Amt nieder, um fortan als freier Schriftsteller zu leben. Im selben Jahre war sein zweites